

**DER
KOPFJÄGER
MICHAEL SLADE**

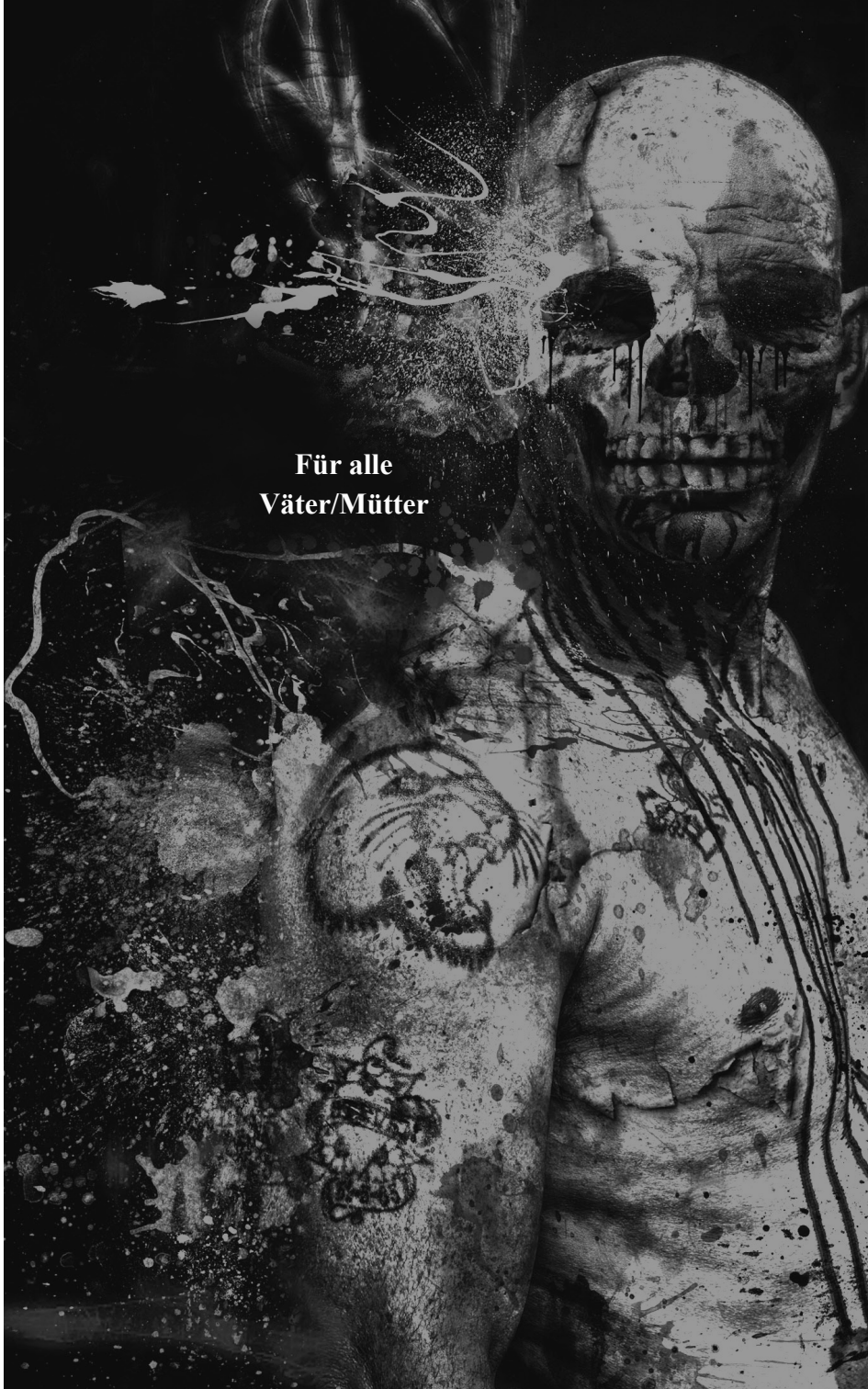
Aus dem kanadischen Englisch übersetzt von Heinz Zwack

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Headhunter*
erschien 1984 im Verlag Signet.
Copyright © 1984 by Michael Slade

1. Auflage November 2012
Copyright © dieser Ausgabe 2012 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Danielle Tunstall
Lektorat: www.bueropia.de
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-185-9



**Für alle
Väter/Mütter**

The mind of man is capable of anything –
Because everything is in it, all the past
As well as all the future.

(Der Geist des Menschen ist zu allem fähig –
Denn alles steckt in ihm, die ganze Vergangenheit
ebenso wie die ganze Zukunft.)

Joseph Conrad

Teil 1

MOUNTIE

Old is the tree, and the fruit good
Very old and thick the wood,
Woodsman, is your courage stout?
Beware! The root is wrapped about
Your mother's heart, your father's bones,
And like the mandrake comes with groans.

(Alt ist der Baum, und gut die Frucht
Sehr alt und dick das Holz.
Holzfäller, hast du festen Mut?
Sieh dich vor! Die Wurzel schlingt sich um
deiner Mutter Herz, und deines Vaters Gebeine,
und stöhnt wie die Alraune.)

Robert Louis Stevenson

DER ALBTRAUM

Medicine Lake, Alberta, 1897

Die Leiche hing umgedreht von der Decke herab, an Nägeln, die man ihr durch beide Füße getrieben hatte. Der Kopf fehlte, am Hals abgetrennt, sodass Adern und Muskeln, Arterien und Knochen in einem Kreis aus rohem Fleisch freigelegt waren. Was von dem Mann übrig war, trug immer noch die scharlachrote Uniformjacke der Northwest Mounted Police. Die Arme mit den goldbetressten Ärmeln baumelten auf den mit Sägemehl bedeckten Bretterboden herab. Unter der Leiche hatte sich eine Blutpfütze, so rot wie die Uniformjacke, gebildet. Von den Fingerspitzen des Toten tropfte Blut, aber das Klatschen eines jeden Blutstropfens in die Lache wurde von dem langsamen, unablässigen, monotonen Schlag einer Trommel über-tönt, die weiter oben geschlagen wurde. Der Trommelklang kam vom Dach hinter der Falltür in der Decke.

Wumm ... Wumm ... Wumm ... Wumm ...

Er wachte mit einem Ruck auf.

Seine Muskeln waren gespannt.

Sein Verstand hellwach.

Sein Nervensystem angespannt wie eine Bogensehne.

Unter der Decke, die er als Kopfkissen benutzte, schloss sich Blakes rechte Hand um den Griff des Enfield Revolvers und sein Daumen zog vorsichtig den Hahn zurück. Ein Klicken war zu hören, als er gespannt war, aber das raue Tuch der Decke verschluckte das Geräusch und es verlor sich in den Stoffalten. Langsam zog Blake den Revolver unter seinem Kopf hervor und in die bittere Kälte. Dann lag er stocksteif in seinem Büffelmantel. Stumm. Lauschte. Wartete.

Wumm ... Wumm ... Wumm ...

Die Nacht war kalt und mondlos. Im Norden flammten und zitterten Polarlichter über die gefrorene Landschaft, die Lichtkaskaden leuchteten auf und verblassten wieder in jenem

unheimlichen Flackern, das die Indianer als »den Tanz der toten Geister« bezeichnen. Über Blakes Kopf funkelten aus dem schwarzen Samt des Himmels unzählige Sterne, während im Osten, in den Tiefen des Weltraums, rosafarbene Strahlen eines Meteorschauers die ersten schwachen Wischer der Morgendämmerung durchstachen. Es war sechs Uhr morgens.

In den Stunden, die Blake geschlafen hatte, war ein Sturm von der Arktis hereingebrochen und begrub das Tal aufs Neue unter der Last dicht gefallenen Schnees. Um drei Uhr war der Blizzard durchgezogen. Jetzt fiel Frost aus dem kalten, dunklen Himmel und umhüllte sein Camp mit Eis – und die ganze Welt schien in grausamer Trostlosigkeit zu schlafen.

Wumm ... Wumm ... Wumm-Wumm ... Wumm ...

Blake hatte sein Lager 150 Meter westlich des Medicine Lake aufgeschlagen. Er lag im Windschatten einiger Fichten und mühte sich, in die Stille zu lauschen. Kein Laut lag in der Luft und kam auch nicht aus der gefrorenen Erde, und doch *wusste* Blake tief im Innersten seines Wesens, dass da draußen etwas war.

Den Revolver in der Hand, den Atem anhaltend, erhob er sich langsam von der Erde.

Wilfred Blake war ein hochgewachsener Mann mit festem Blick, der keinem anderen auswich. Der Vorschrift entsprechend trug er einen dicken, schwarzen Büffelmantel. Obwohl er fast 60 Jahre alt war, hatten es die Jahrzehnte des Kämpfens und des Aufenthalts in der freien Natur nicht geschafft, ihm seine Stärke zu rauben. Diese Stärke formte sich in seinen Schultern, seiner Brust, seinem Hals, seinem Rückgrat, das so gerade wie ein Ladestock im Lauf einer Flinte war.

Wilfred Blake war kein unbesonnener Mann. Er hatte nicht 19 Jahre in der Armee des Britischen Empire überlebt, indem er seine Instinkte missachtete. Gerade sein Instinkt hatte ihm in jenen zahlreichen Kolonialkriegen mehr als einmal das Leben gerettet.

1857 war Blake bei den Highlanders am Ganges und später, während des Sepoy-Aufstandes, in Cawnpore stationiert

gewesen. Er hatte dort geschlafen, trotz der Schreie der Soldaten, denen man bei lebendigem Leib die Haut abgezogen und die man an improvisierte Kreuze genagelt hatte, er hatte den Brunnenschacht am Bibighar gesehen, den die Köpfe und Glieder und Rumpfe massakrierter britischer Frauen und Kinder füllten. Der Instinkt war es, der ihm den Arm geführt hatte, als sie bei Lucknow Rache nahmen, als er – in Kilt und blutüberströmt und wieder und wieder »Cawnpore!« schreiend – mit seinem Bajonett zugestochen und keine Gefangenen gemacht hatte. Und er hatte den Ruhm verspürt, während die Klänge der Dudelsäcke ihn weitertrieben.

15 Jahre später war Blake mit der Black Watch in Afrika gewesen; Viscount Garnet Wolseley persönlich hatte Blake für den Ashanti-Feldzug ausgesucht. 1824 hatte sich Sir Charles Macarthy in seinem Unverstand nach Ashanti-foo begeben, wo die Afrikaner ihn getötet, ihm den Kopf abgeschnitten und einmal im Jahr seinen Schädel durch die Straßen von Comassie getragen hatten. 1872 hatte London Wolseley Anweisung erteilt, die Rechnung zu begleichen. Blake hatte es allein seinem Instinkt zu verdanken, dass er die Schlacht von Armoafo überstanden hatte, denn die Ashanti hatten mit fünffacher Übermacht eine Welle nach der anderen gegen die Britische Kolonialarmee geworfen. Von einem Hinterhalt zum nächsten, jedes Mal in größerer Zahl, hatte Blake sein Karree angewiesen, »tief schießen, langsam schießen«, während sich ein Berg Ashanti-Leichen vor den Gewehren der Black Watch aufgetürmt hatte. Später hatte Blake Macarthys Schädel gefunden und man hatte ihm das Victoria Cross verliehen.

So hatte dieser Mann über die Jahre die entscheidende Lektion des Soldaten gelernt: Sie besagte, dass der Instinkt der Intelligenz beistehen muss. Das war der Schlüssel zum Überleben.

Damals hatte der Instinkt ihn beherrscht, so viel stand fest. Und auch jetzt beherrschte ihn der Instinkt.

Blake lauschte. Als die Morgendämmerung die zackigen, mit Eis bedeckten Bergspitzen im Osten zu färben begann,

kauerte er sich auf die Fersen und fröstelte im eisigen Raureif. Die Hand, die den Enfield-Revolver hielt, fing an taub zu werden.

Wu-Wumm ...

Das Seewasser klatschte gegen den Ring aus Eis, der vom Ufer nach innen kroch.

Wu-Wumm ...

Von weit weg war in Abständen der einsame Ruf einer Eule zu hören.

Wu-Wumm ...

Hier und da beugte ein Windstoß die Tannen, bis ihre Äste wie Verschwörer flüsterten.

Und dann herrschte Stille.

Wu-Wumm ...

Beinahe völlige Stille.

Das einzige Geräusch, das Blake hören konnte, war das Rauschen des Blutes in seinen Ohren.

Als Wilfred Blake aufgewacht war, hatte ihn ein gnadenloser Albtraum gequält. In der Stunde, die der Morgendämmerung vorangeht, war dieser schwarze Traum zu ihm gekommen, und so wie die Spannung, die jetzt seinen ganzen Körper packte, hatte auch der Albtraum mit einem Dröhnen in seinen Ohren begonnen. Während er dort kauerte und auf den Schlag seines eigenen Herzens lauschte, begann er sich zu fragen, ob ihn vielleicht nur dieser Albtraum so plötzlich hellwach gemacht hatte. Und es waren diese Gedanken, die den Albtraum erneut näher kriechen ließen.

Wumm ... Wumm ... Wumm ... Tripp ...

Nicht das Pochen beunruhigt ihn. Auch nicht die Dunkelheit. Die Kugelspuren und die Messerschnitte, die die Wände zerkratzen, sind es. Denn dies ist ein Raum, der seit fast 30 Jahren in seinem Bewusstsein auf der Lauer lag. Die fensterlosen Wände – die jetzt fest verriegelte, mit Nägeln beschlagene Bohlentür – die von Hand behauenen, übereinander aufgereihten Stämme, einige davon mit Rinde, die noch wie Haut an ihnen klebt – der Lehm, der die gähnenden Lücken zwischen

den Stämmen füllt: Jede Einzelheit dieses Raums ist so, wie sie damals war.

Er weiß, es ist ein Wintermonat im Jahre 1870.

Er weiß, dass dies der Raum in dem Fort ist, wo der Handel mit den Indianern abgewickelt wird.

Denn dicht bei ihm stehen Säcke mit Futter und Kisten mit Munition. Zu seiner Linken, an der Wand, lehnt eine offene Kiste. Der Deckel der Kiste, heruntergerissen, liegt auf dem Boden. Darin schimmert ein rötlicher Streifen vom Kerzenlicht auf einem Gewehrlauf und daneben stehen sechs weitere Kisten, eine wie die andere. Und in jeder Kiste 20 Karabiner, insgesamt hundertund...

Der Angriff kam ohne Warnung. Wie es oft in den Bergen geschieht, hatte der Wind umgeschlagen. Eine leichte Brise war im Westen aufgekommen, kaum stark genug, um dem Rauch eine andere Richtung zu geben oder eine Feder in die Höhe zu wirbeln. Sofort wachten zwei Hunde auf und wandten sich in jene Richtung. Die Hunde hatten fünf Meter von Blake entfernt neben dem Schlitten geschlafen.

Den Bruchteil einer Sekunde dachte Blake: *weshalb die Hunde? Sie kommen nicht in diesem Traum vor.* Dann begriff er, dass dies kein Traum war und dass die Jagd ihr Ende gefunden hatte.

Blake drehte sich um.

Schnell. Schnell genug, um sich dem Angriff zu stellen, der jetzt durch den Schnee kam.

Der Cree war höchstens 18 Jahre alt. Er trug die übliche Winterkleidung seines Stammes; sie bot ihm nur wenig Schutz gegen die Elemente. Ein ledernes Lendentuch hing über einen schmalen Gürtel, den er sich um die Hüften geschnürt hatte. Seine Leggings reichten vom Knöchel bis in den Schritt. Auf dem Kopf trug der Cree eine mit Federn und Wieselfellen geschmückte Büffelhornhaube. Sein Oberkörper war, abgesehen von einem Umhang aus Büffel Fell, unbekleidet. Die rechte Hand klammerte sich um den Lauf einer alten Winchester, die er jetzt wie eine Keule hoch über den Kopf hob.

Eisenkind, dachte Blake. *Endlich ist die Suche vorbei.*

Ein plötzlicher Adrenalinstoß peitschte durch das Blut des Weißen Mannes, denn jetzt war er ganz und gar lebendig und wusste es in aller Deutlichkeit.

Er hob die Waffe, zielte über ihren Lauf auf den Indianer. Und drückte ab.

Aber der Enfield feuerte nicht. Entweder war sein Finger eingefroren oder der Mechanismus hatte sich verklemmt.

Ein schriller Kriegsschrei zerriss die spröde Luft. Eisenkind war aus einem Dickicht zwölf Meter westlich von ihm gekommen und jetzt wühlte er sich taumelnd durch den Schnee, der zwischen ihnen lag. Die Patronen waren ihm ausgegangen, das war offensichtlich.

Blake stopfte sich den linken Handschuh in den Mund, biss darauf und zerrte den Handschuh von seiner Hand. Dann packte er den Revolver mit beiden Händen und versuchte, erneut zu feuern. Das Holz des Kolbens fühlte sich glatt an, der Abzug war wie ein Eiszapfen.

Eisenkind hatte seinen Umhang abgeworfen und war jetzt oberhalb der Hüfte nackt. Stolpernd und taumelnd, mit großen, weißen Atemwolken vor dem Mund, arbeitete er sich drei Meter von Blake entfernt durch die Schneewehen. Das Gewehr hielt er mit beiden Händen hoch über seinen Kopf. Als er sah, dass Blake im Begriff war zu schießen, duckte er sich, ließ sich auf die Knie fallen.

Es blitzte gelb aus der Mündung, dann kam eine erschütternde Explosion. Die Pistole zuckte, das Brüllen des Schusses zerriss die Einsamkeit, wurde zurückgeworfen, hallte wider und wider.

Aber die Kugel verfehlte ihr Ziel.

Sie flog einen halben Meter über den Kopf von Eisenkind und traf das Schloss der Winchester. Dort zersplitterte sie und prallte vom Metall ab. Ein Splitter traf den Indianer ein Stück oberhalb der Schläfe, riss seine Wange auf, sauste dann nach unten und grub sich in seine Schulter. Es ging so schnell, dass es ihn benommen machte. Sein rechter Arm wurde taub. Und

die Wucht des Aufpralls auf das Gewehr warf ihn nach rückwärts in eine Schneewehe.

Eisenkinds rechtes Bein knickte über dem Knöchel ab.

Dann verlor er die Besinnung.

Wumm ... Wumm ... Wumm ... Tripp ...

MACHT DA JEMAND JAGD AUF KÖPF?

Vancouver, British Columbia, 1982

Montag, 18. Oktober, 05:00 Uhr

In dieser Stadt regnet es häufig. Die geografische Lage verlangt das. Weil hinter den im Westen verstreuten Inseln endlose Meilen Ozean wogen, während im Nordosten, im Rücken der Stadt, zerklüftete Bergspitzen aufragen. Mit dem schiefergrauen Herbsthimmel stellen sich die Zyklone ein, wütende Winde und brodelnde Wolken, die vom Meer hereinfegen. An den Bergspitzen reißen diese aufgeblähten Wolken auf und der Regen in ihren Bäuchen ergießt sich prasselnd auf die Stadt.

Wenn man in dieser Stadt lebt, lernt man, den Regen zu mögen.

Die Frau, die durch den morgendlichen Sturm taumelte, war bis auf die Haut durchnässt. Sie schwankte die Pender Street in der Chinatown hinauf und presste sich einen Arm gegen den Leib, den anderen hatte sie ausgestreckt, um sich an den Mauern der Gebäude, die die Straße säumten, abzustützen. Ihre Füße klatschten durch die neonfarbenen Pfützen. Sie war hochgewachsen und schlank, diese Frau – eine langbeinige Weiße mit schwarzem Haar, Anfang 20. Obwohl der kühle Hauch des Oktobers in der Luft hing, klappte ihr Mantel auf und gab den Blick auf eine ausgeschnittene Bluse frei, sodass man den oberen Teil ihrer Brust und die eng geschnittenen Jeans sehen konnte. Der nasse Blusenstoff klebte an ihren aufgerichteten Brustwarzen. Sie fror. Sie war müde. Sie

war hungrig und nass. Und sie brauchte dringend einen Schuss.

Die Frau war zum Moonrise Hotel und zur »Mauer« unterwegs, wo es Tradition ist, dass die Nutten sich gegenseitig schriftliche Mitteilungen zukommen lassen. Die unruhig zuckende Leuchtreklame, die einen Häuserblock von ihr entfernt lag, war ihr Ziel. Dazwischen war nichts als Nebel.

An der Kreuzung der Pender und der Main Street glitt die Frau aus, die Füße rutschten ihr weg. Ein Ruck fuhr ihr durch die Knochen, als ihre Hüfte mit dem Asphalt kollidierte. Sie stöhnte vor Schmerzen auf, als sie von Entzugskrämpfen durchgeschüttelt wurde. Ein kaltes Brennen breitete sich über ihren ganzen Körper aus. Es war, als würden Ameisen durch ihre Muskeln krabbeln. Der Regen klebte ihr das schwarze Haar gegen die blasse Stirn, während sie jetzt völlig reglos auf dem Pflaster saß, den Kopf gebeugt. Sie fing an zu weinen.

Johnnie, du dreckiger Mistkerl! Hilft mir denn gar niemand? Bitte!

Dass die Polizei sie hatte gehen lassen, lag jetzt 20 Minuten zurück.

Die Bullen hatten sie um neun in der vergangenen Nacht aufgehalten. »Routineprüfung«, hatten sie gesagt. »Wir sammeln alle Mädchen ein, die auf der Straße arbeiten.« Zuerst hatte sie geglaubt, es wären Bullen von der Sitte, die Muschi-Streife, wie man sie nannte. Aber sie waren natürlich vom Rauschgiftdezernat.

»Lassen Sie mich in Ruhe«, sagte die Frau. »Ich kenne meine Rechte.«

Einer der Cops durchwühlte ihre Briefftasche und sah sie dann mit einem schwachen Lächeln an. »Sie *haben* keine Rechte«, sagte er. »Wir sind hier nicht in den USA.«

Dann hatten sie den Stoff gefunden, der in ihrem Schuh versteckt war. Normalerweise hätte sie ihren Vorrat in einem Plastikballon im Mund bei sich getragen, in der Hoffnung, ihn verschlucken zu können, ehe die Bullen einen Würgegriff ansetzten. Aber beim Arbeiten war das sehr schwierig. Wie

soll man einen Freier anmachen, wenn man das Zeug im Mund hat?

Aber am allerschlimmsten war, dass es an der Zeit für ihren nächsten Schuss gewesen war. Nur noch fünf Minuten, nicht mehr, und sie hätte den Stoff auf einem Löffel erhitzt.

Die Bullen hatten sie aufs Revier, auf 212 Main Street, geschleppt. Als sie ihre Personalien vermerkten, ihre Fingerabdrücke nahmen und ein Foto von ihrem angsterfüllten Gesicht machten, hatte sie bereits angefangen zu schwitzen. Sie hatten sie im vierten Stock eingesperrt und sie dann dort im eigenen Saft schmoren lassen. Und dass sie keinen Stoff hatte, hatte ihr den Rest gegeben.

Es hatte nicht lange gedauert, bis ihr Nase und Augen zu laufen begannen und der Schweiß aus den Poren drang, der ihre ohnehin schon vom Regen feuchten Kleider noch mehr durchnässte. Ihr wurde abwechselnd heiß und kalt, als würde eine Ofentür immer wieder auf und zu gehen. Nach einer Weile legte sie sich auf die Sprungfedern der Pritsche – eine Matratze gab es nicht – und rollte sich zusammen. Sie fühlte sich zu schwach, um sich zu bewegen, und ihre Beine zuckten und schmerzten. Ein schwacher Schlag traf ihr Herz. Die Zelle wurde an den Rändern ihres Blickfeldes schwarz.

Die Frau wollte sterben.

Ihr kam es wie Monate vor, bis die Bullen sie aus dem Frauengefängnis im Obergeschoss holten und sie in einen Verhörraum brachten. Inzwischen war sie so weit, dass sie sich beide Hände gegen den Bauch presste, bloß damit ihre Eingeweide drinnen blieben. Der Verhörraum maß drei mal drei Meter und da standen ein Tisch und zwei Stühle. Ein Cop, jung und muskulös, blieb an der Tür stehen. Der andere setzte sich. Er war viel älter, ein Mann mit einer wächsern wirkenden Gesichtshaut, als wäre sie einbalsamiert, und einem seidigen, schwarzen Schnurrbart. Er sah aus wie ein Spieler auf einem Mississippidampfer aus den 1880er-Jahren. Er war derjenige, der ihren Arm packte und ihn auf den Tisch knallte.

»Du hast dir an der Stelle schon so oft die Nadel gegeben,

dass du bald eine Infektion kriegen wirst.« Er deutete auf die Einstichspuren in ihrer Armbeuge, wo die Vene schon beinahe verschwunden war, als wolle sie sich zum Knochen hin zurückziehen, um der tastenden Nadel zu entkommen.

Dann entleerte der schwarze Schnurrbart ihre Handtasche zwischen ihnen beiden auf den Tisch. Käämme, Kosmetika, Kondome und Papiertaschentücher breiteten sich auf der Tischfläche aus. Die Kapsel mit dem Stoff aus ihrem Schuh legte er mitten hinein. Dann begann er mit seinem Spielchen.

»Die Gesetze sehen für Rauschgiftbesitz bis zu sieben Jahre vor, Lady. In dem Zustand, in dem Sie sind, werden Ihnen selbst Minuten wie Jahre vorkommen. Die Entscheidung liegt ganz bei Ihnen.«

»Entweder zurück in die Zelle«, sagte der mit den Muskeln, »oder du marschierst hier raus.«

»Du kannst das, was in deiner Handtasche war, nehmen und abtanzen.«

»Den *ganzen* Inhalt deiner Handtasche. *Alles*, was da auf dem Tisch liegt.«

Schnurrbart tippte auf den Stoff und schob ihn ein paar Zentimeter auf sie zu. »Sag mir, wer dein Dealer ist.«

»Sag mir, wer dein Zuhälter ist.«

»Gib uns was Besseres.«

»Wir sind vernünftige Leute.«

»Armes, krankes Mädchen wie du.«

»Und wenn du es uns nicht sagst«, meinte Schnurrbart, »was können wir da schon machen?« Er zuckte die Achseln mit nach oben gekehrten Handflächen, so wie es die Franzosen machen.

Aber sie tat nichts. Sagte nichts. Und die Rauschgiftbullen hielten ihr Versprechen. Erst um halb fünf Uhr früh gaben sie ihr eine Vorladung und ließen sie gehen.

Johnnie! Ich muss Johnnie finden!, dachte sie. *Bitte, Johnnie, besorg mir Stoff!*

Zuerst war sie zu dem Zimmer gegangen, das sie sich in dem von Ratten verseuchten Hotel teilten. Eine Tafel vor der Tür

versprach: *Fließend Warm- und Kaltwasser in jedem Zimmer. Vernünftige Preise.* Aber Johnnie war nicht da. Und ihr ganzer Stoff war weg.

Als sie aus dem Ausgang auf die Straße trat, lag dort ein Betrunkener hingestreckt in der Tür. Er hatte ein blasses, schmales Gesicht und lange, gelbe Zähne und sah aus wie eine Ratte. Der Mann blickte sie mit ausdruckslosem kaltem Lächeln an und nahm dann einen tiefen Schluck aus einer Flasche Aqua-Velva-Rasierlotion. Hinter ihm konnte man auf dem Boden eine Pfütze aus Pisse und Regen erkennen.

Angewidert quetschte die Frau sich an die Ziegelwand. »Gib ma'n Kuss«, nuscelte der Betrunkene, während sie auf den Gehsteig hinausstolperte. Dann wandte sich die Frau in Richtung Carrall Street und Chinatown. Das Gefühl, das die Ziegelsteine auf ihrer Handfläche hinterlassen hatten, erinnerte sie an die Mauer.

Jetzt schaltete die Ampel an der leeren Kreuzung der Pender und der Main Street auf Rot und tauchte den Nebel so intensiv in Farbe, dass man hätte meinen können, ein blutiger Regen ginge auf die Stadt nieder. Die Frau sah die Pender Street hinab, in die Richtung, aus der sie gekommen war.

Chinatown war um vier Uhr morgens wie ein anderes Jahrhundert. Weil um diese Zeit das Rätselhafte und das Unergründliche, das der Westen am Osten wahrnimmt, beinahe greifbar ist. Die Frau konnte eine Reihe von Gebäuden sehen, die sich im Regen vor ihr erstreckten – Häuser mit so reich verzierten Fassaden wie chinesische Theatermasken. Fenster blickten wie die Augen von Toten auf die Straße. In einem dieser Gebäude hatte Sun Yat-Sen einen Teil seines Exils verbracht. In anderen hatten sich Geheimgesellschaften in einer Atmosphäre getroffen, die so mit Geheimnissen angefüllt war wie der Rauch, der aus ihren Opiumfabriken emporstieg. Und zur gleichen Zeit hatten sich unter der Straße – wo sie jetzt stand – legendenumwobene Tunnels aus irgendeinem vergessenen Grund von irgendwo nach irgendwo geschlängelt.

Diese Frau wusste von alledem natürlich nichts – denn sie

war neu in dieser Stadt. Sie hatte insgesamt gerade mal vier Tage in ihr gelebt.

Nachdem sie sich langsam aufgerappelt hatte, taumelte sie auf das Hotel zu.

Die »Mauer« befand sich dicht neben dem Moonlight Arms, dem Pub des Moonrise-Hotels. Sie war aus alten Ziegelsteinen erbaut und mit roten und weißen Streifen bemalt wie ein Barbierladen in einem Pennerviertel. Die weißen Streifen waren zu einer Nachrichtentafel für Nutten geworden. Hier pflegten die Prostituierten, die in Downtown Eastside arbeiteten, ihre Schwestern der Nacht vor gewissen perversen Freiern zu warnen. Es waren Nachrichten wie: *Hellblauer Pontiac: Ein Messerstecher* oder *Vorsicht (Schläger!)* und dahinter eine Zulassungsnummer aus British Columbia. Gelegentlich benutzten Zuhälter die »Mauer«, um mit ihrem Stall Kontakt aufzunehmen. Zuhälter wie Johnnie.

Während in ihr langsam Panik aufstieg, suchte die Frau verzweifelt nach Johnnies charakteristischem Gekritzel.

Oh Gott, nein, er hat keine Nachricht hinterlassen!

Das Fahrzeug, das um die Ecke kam, bemerkte sie nicht.

Der Wagen schlich von der Main Street heran, seine Reifen zischten auf dem regennassen Asphalt, sein Nummernschild war mit Schlamm bedeckt. Drei Meter von der Frau entfernt hielt er am Bordstein. Das Beifahrerfenster war offen. Der Motor grummelte im Leerlauf.

Die Frau hörte das Summen des Motors und drehte sich langsam um. Dann stolperte sie ans Fenster.

»Wie wär's mit uns beiden?«, krächzte sie.

Instinktiv beugte sie sich etwas herunter, um den Fahrer sehen zu können, denn ihr Gewerbe war ein gefährliches Geschäft. Erst gestern Nachmittag hatte sie gehört, dass eine Kollegin von einem Freier umgebracht worden war. Der Typ hatte sie mit einem Nylonstrumpf erwürgt.

Obwohl das Gesicht des Fahrers sich im Schatten befand, konnte sie seine Augen erkennen.

»Vergiss es«, sagte sie scharf und begann sich abzuwenden.

»Hey, Moment mal, Lady. Sie sehen gar nicht gut aus.«

»Verpiss dich«, sagte die Frau und sah sich über die Schulter um.

»Fehlt Ihnen was, Lady? Ich kann Ihnen helfen. Ich brauche Sie für einen Freund. Der legt noch etwas Stoff drauf.«

»Nein!«, sagte die Frau – und dann setzten die Krämpfe wieder ein, nur diesmal schlimmer.

Zehn Sekunden später stieg sie in den Wagen. Der Fahrer lenkte sein Fahrzeug wieder vom Bordstein weg und sie fuhren davon, in die Nacht hinein.

11:45 Uhr

Die Ahornbäume begannen, ihre Farbe zu wechseln. Am Morgen hatte es die Regenwolken landeinwärts geweht und jetzt waren die Blätter draußen, jenseits der Glasscheiben des Gewächshauses, eine einzige Farbenpracht. Rote, gelbe und orangerote Töne hoben sich scharf vor dem Hintergrund der English Bay ab, deren blaugrüne Wellen zu schäumenden Brechern aufgepeitscht waren. Die helle Oktobersonne fiel schräg durch das Glas und traf auf eine Reihe von Prismen, die Regenbogen auf den Fußboden warfen. Auch an anderen Farben herrschte kein Mangel, denn es gefiel ihnen hier, den Rosen.

Die Pflanzen wuchsen Reihe an Reihe überall in dem Gewächshaus, in tropischen Brunnen und künstlichen Gärten.

Drüben, neben einer Tür, die ins Haus führte, war eine Sektion für die »Hybridisierung«. In dieser Abteilung stand eine einzige Pflanze mit tiefbraunen Blüten.

Der Mann saß in einem großen, weißen Korbessel in einer Ecke. Ein großer, schlanker Mann mit Pianistenhänden. Sein Haar war dunkel und wellig, mit Spuren von Grau an den Schläfen, seine Augen dunkel und nachdenklich. Auf seinem fein gemeißelten Kinn zeichnete sich ein leichter Bartschatten ab und seine Adlernase deutete beim ersten Eindruck auf Arroganz. Erst wenn man ihn sprechen hörte, kam seine Bescheidenheit durch.

Der Mann saß mit übereinandergeschlagenen Beinen da, einen Block und ein Klemmbrett auf dem Knie. Um ihn herum verteilt, sodass sie den Bibliothekstisch bedeckten und die Bodenfliesen verbargen, lagen einige Dutzend Bände über die Geschichte des Ersten Weltkriegs. Die Zwischenräume zwischen den Büchern waren übersät mit zerknülltem Papier.

Der Mann war so auf das konzentriert, was er gerade schrieb, dass er gar nicht bemerkte, wie eine Frau den Raum betrat. Einen Augenblick lang stand sie neben der Tür zum Haus und betrachtete ihn. Ihre Augen waren groß und grün und funkelten lebhaft in einem makellosen Gesicht. Ihre Wangenknochen waren hoch, ihre Lippen voll, ihr Haar kastanienbraun. Sie war 20 Jahre jünger als der Mann, ungefähr Anfang der 30 und bekleidet mit einer braunen Seidenbluse sowie einem offensichtlich maßgeschneiderten grauen Kostüm, das ihre üppige Figur gut zur Geltung brachte.

»*Eh bien, Robert*«, sprach sie ihn auf Französisch an. »*Est-ce qu'on prendra un lunch aujourd'hui?*«

Der Mann blickte von seiner Arbeit auf und lächelte. Er legte das Klemmbrett weg. »*Oui, j'aimerais bien. Combien de temps as-tu?*«

»*Juste une heure*«, erwiderte die Frau. »*J'ai une classe de séminaire en fin de journée.*«

Der Mann stand auf und ging zu ihr hinüber. Sie berührte seinen Arm, als sie sich zum Gehen wandten, aber der Mann hielt einen Augenblick lang inne. Er sah auf die Pflanze im Hybriden-Beet, hob eine Schere auf und schnippte eine der Knospen ab. Die Rose stammte aus einer Sorte, die er selbst gezüchtet hatte. Bis jetzt hatte sie noch keinen Namen bekommen.

»*As-tu pensé au nom que tu lui donnerais?*«, fragte ihn die Frau.

Er hielt ihr die Knospe dicht vor ihr Herz, braun auf braun, eine perfekte Übereinstimmung.

»*Genevieve*«, antwortete er und gab ihr damit einen Namen.

Über Genevieve DeClercqs Gesicht ging ein Lächeln.

Und in diesem Augenblick kam es ihm so vor, als würde dieses Lächeln den Raum plötzlich erhellen.

Montag, 25. Oktober; 18:30 Uhr

Es ist allgemein bekannt, dass es aufgrund ihrer Lage nur sechs wirklich großartige Städte auf der Welt gibt. Rio de Janeiro, Sydney, Kapstadt, Hongkong und San Francisco sind fünf von ihnen. Vancouver ist die sechste.

Der junge Mann, der an der Backbordreling des Regierungsbootes lehnte, sah zu, wie die Stadt an seiner Linken vorbeizog. Er war einen Meter achtzig groß und schlaksig, mit einem langen Gesicht, guten Zähnen und blondem Haar, das im Wind wehte.

Das Boot befand sich auf der Rückkehr von einem Bergungseinsatz am Howe Sound. Der Sound lag ein Stück nördlich vom Hafen der Stadt, eine der Millionen Einbuchtungen, die zu den 15.000 Kilometern zerklüfteter Küste von British Columbia werden. Das Boot hatte soeben die Mündung der English Bay erreicht, das Tor in den Hafen von Vancouver. Point Grey lag vor ihnen, Vancouver zur Linken.

Die Sonne ging gerade unter, das war die Tageszeit, die Heller am liebsten mochte. Er war mit seiner Arbeit fertig und konnte sich jetzt ausruhen, hatte nichts anderes zu tun, als die salzige Seeluft in langen, tiefen Zügen in seine Lunge einzuatmen. Im Norden, links von ihm, tauchte die Sonne die Gipfel von Hollyburn und Grouse und den Seymour Mountains in einen kupfernen Schein. Im Vordergrund, wo der Abhang das Meer erreichte, blinzelte der Leuchtturm von Point Atkinson. In weiter Ferne, den ganzen Staat Washington umschließend, hielt der Vulkankegel des Mount Baker Wache.

Heller liebte das Meer, weil das Meer keine Kontrolle kannte. Die English Bay konnte in einem Augenblick eine glatte Fläche aus ruhigem, grünem Glas sein, und die Frachter, die Schlepper und die Segelboote glitten wie kleine Fische durch ein Netz zwischen den Gezeitenlinien. Und dann konnte der Himmel sich plötzlich ändern, wenn ein Seesturm

hereinbrauste, und die Boote wurden in den wilden Wellen wie Korken in kochendem Wasser hin und her geworfen. Von ringsum kamen dann die Rufe von Männern in Regenkleidung und die Wolken brachen auf und peitschten die wütenden Wasser.

So war es heute Morgen gewesen, aber jetzt war die See ruhig.

Dan Heller drehte sich um und winkte dem Mann am Steuer zu. Glen Simpson antwortete darauf, indem er mit beiden Daumen nach oben zeigte.

Jetzt hatte das Boot die Hafenumündung durchquert und die Lichter der Stadt glitten davon. Vor ihm ragten die Sandsteinklippen von Point Grey auf. Unten am Wasser konnte Heller die Geschützstellungen sehen, die im Zweiten Weltkrieg auf die Japaner gewartet hatten. Hoch oben auf der Klippe schimmerten die Glaswände des Anthropologischen Museums der University of British Columbia im grellen Schein der untergehenden Sonne. Hinter Point Grey lag der Fraser River.

Zehn Minuten später, als das Boot in den Nordarm des Fraser einbog, sah Heller, wie ein Falke vom Wreck Beach aufstieg. Ein im Wasser treibender Stamm stieß mit dumpfem Dröhnen gegen den Rumpf. Dann waren sie zu Hause und das Boot rumpelte gegen die Kaimauer.

Glen schaltete die Maschine ab und verließ das Ruderhaus, als Heller die Leinen gesichert hatte. Sie waren jetzt am Regierungskai des Provinzministeriums für Landwirtschaft und Forsten vertäut. Ein Helikopter landete auf dem Hubschrauberlandeplatz, seine Rotoren blitzten und spiegelten blutrote Strahlen von Sonnenlicht. Glen trat neben Heller an die Reling.

»Lust auf eine Tasse Kaffee?«, fragte der Steuermann.

»Danke«, nickte Heller und nahm den Becher entgegen.

Die beiden Männer blieben ein paar Minuten lang stumm und betrachteten das Treiben in der Flussmündung. Vertäute Stämme säumten den Fluss, überall lagen Boote. Auf der anderen Seite des Wassers konnte man das Starten und Landen

der Jets auf dem internationalen Flughafen auf Sea Island beobachten.

»Wie viele Boote, meinst du, werden um die Zeit nächstes Jahr nicht mehr hier sein?«

»Wer weiß?«, erwiderte Heller. »Vielleicht 20 Prozent.«

»So viele? Mann oh Mann. Was für ein harter Wetterumschwung. Noch einen Kaffee? Ist noch welcher in der Kanne.«

»Warum nicht?«, sagte Heller. »Aber du solltest dich beeilen. Noch eine Minute, dann versinkt die Sonne im Meer.«

»Das schaffe ich«, sagte Glen und ging zum Ruderhaus.

Aber er schaffte es nicht – und beide Männer verpassten den Sonnenuntergang. Denn als Glen Simpson das Gelände packte, das ins Ruderhaus führte, warf er einen Blick ins Wasser und entdeckte etwas, das dort trieb.

»Hey, Dan! Komm her! Und bring die Gaffel hinter dir mit.«

»Was ist denn los?«, fragte Heller und trat neben ihn an die Reling.

»Siehst du das auch, was ich sehe?« Glen wies ins Wasser.

Und dort, halb untergetaucht und gegen den Rumpf des Schiffes stoßend, trieb der Körper einer Frau. Nackt. Aufgedunsen. Ein Körper, der am Hals endete. Der Leiche fehlte der Kopf.

23:31 Uhr

Dezernat Wirtschaftskriminalität (Sonderzeichen »I«)

Zielperson: Steve Rackstraw (alias »der Fuchs«)

Band installiert: 25. Oktober 09:00 (Tipple)

Band entnommen: 25. Oktober 11:30 (Tipple)

Unbek./männl. Person, nur als »das Wiesel« bekannt

Abgehendes Ortsgespräch

Wiesel Hey.

Fuchs Hey, Hey.

Wiesel Tut mir leid, hab vergessen, dich anzurufen ...
hab's völlig vergessen.

Fuchs So, vergessen, hm?

Wiesel Sorry.

Fuchs Also, dann solltest du besser in deinen Wagen steigen und deinen schwarzen Hintern hier rüberschwingen. Und zwar 'n bisschen dali.

Wiesel Geht nicht, nicht jetzt. Später vielleicht.

Fuchs Ist das, was ich da hinter dir höre, unsere Lady, Miss Billie Holiday, Mann?

Wiesel Ja, du weißt ja, wie die Muschis auf so was reagieren. Ich brauch Zeit, Mann, Zeit, um dieses Pferd in den Stall zu bringen.

Fuchs Echt?

Wiesel Zeit, um die Tussi zuzureiten, weißt schon, zureiten, damit ich kein Seil mehr brauche, weißt du, damit die Schlampe nicht abhaut.

Fuchs So? Na und?

Wiesel Also bleib jetzt cool ... hey, Augenblick! (Schreit: Mach die Musik leiser. Unbek./weibl. Person: Komm schon, Baby. Mach's mir richtig, damit's mir guuuut geht. Wiesel: Moment noch. Mach dich schon mal fertig für mich.) Bist du noch da, Mann?

Fuchs Okay, okay, nur noch einen Augenblick. Aber ich warne dich, mein Freund. Eins nach dem anderen. Da kommen wichtige Dinge auf uns zu und du solltest dafür bereit sein.

Wiesel Yeah, yeah, bin schon bereit.

Fuchs Wenn der Wolf ruft, musst du deinen Mist beisammenhaben, Mann. Benutz nicht deinen Schwanz, benutz lieber Schwester M.

Wiesel Was ... was zum ... (unverständlich) ... Zombie läuft.

Fuchs Übrigens, Mann, wo ist H.G.? Die ist seit einer Woche verschwunden.

Wiesel Ja, weiß ich, echt krass, Mann, echt.

Fuchs Ich kann dir nur raten, dass du sie findest, Mann,

ehe der Wolf was merkt, sonst bist du kalt,
eiskalt und mausetot, wenn da was durchsickert.

Wiesel Nein, keine Sorge, ich schaff das ...

Fuchs Wir warten.

Wiesel Bye.

Fuchs Na ja ...

(Ende des Gesprächs)

Donnerstag, 26. Oktober, 08:15 Uhr

Der Winter hatte in den vier Wänden des Raums früh seinen Einzug gehalten. So kalt war es. Eishauch hing in der Luft, die irgendwie brüchig wirkte, und an der Fläche aus rostfreiem Stahl hatte sich etwas Kondenswasser gebildet. Der Pathologe trug Handschuhe.

Dr. Kahil Singh war ein älterer Mann mit kurz gestutztem, silbergrauem Haar. Sein Gesicht war lang und kantig, er trug eine randlose Brille. Dr. Singh war einer von drei Pathologen im Richmond General Hospital. Heute war er zum Dienst im Leichenschauhaus eingeteilt worden.

Er war um halb acht Uhr morgens zur Arbeit erschienen und hatte drei Unfallopfer vorgefunden, die in ihren Schubladen auf ihn warteten. Zwei der Leichen stammten von einem Fahrzeugzusammenstoß letzte Nacht auf dem Highway 99. Dem Polizeibericht war zu entnehmen, dass man auf der Straße eine zerbrochene Flasche Cuervo Tequila gefunden hatte. Die dritte Leiche hatte man aus dem Fraser River gefischt.

Dr. Singh mochte keine Wasserleichen, also nahm er sich die zuerst vor.

So hatte Singh es seit seinem Studium gehalten. Einer seiner Professoren hatte damals weise gemeint: »Wenn man sich den hässlichen Kram zuerst vornimmt, hat man das Schlimmste hinter sich.« Und die hier war eindeutig übel zugerichtet. Die Leiche des Mädchens war zu riesenhaften Ausmaßen aufgedunsen und fing schon an zu verwesen, an einigen Stellen hingen Reste von Muskelfasern an freigelegten Knochen.

Singh nahm zunächst an, der Schädel wäre abgerissen

worden, als er auf eine Schiffsschraube traf. *Selbstmord durch Ertrinken*, dachte er, *mit einem anschließenden sauberen Schnitt*. Und so schob der Arzt das mit Wasser vollgesogene Fleisch zurück, das sich um den Hals geschlossen hatte, und untersuchte mit einem starken Vergrößerungsglas die oberen Wirbel.

Zwei Minuten später rief Singh die Royal Canadian Mounted Police.

Corporal James Rodale war von dem Anruf nicht gerade erbaut. Nicht dass er faul oder pflichtvergessen gewesen wäre. Es war nur so, dass Rodale einer jener Männer war, die um die Frühstückszeit einen schwachen Magen hatten. Und dass eine Autopsie am frühen Morgen seine Übelkeitsgrenze überschritt, hatte ihm gerade noch gefehlt. Zum Glück war Singh ein einsichtiger Mann. Als der Pathologe den Gesichtsausdruck des Corporals bemerkte, als der die Autopsie betrat, schlug er Rodale vor, er solle auf der anderen Seite des Raums auf Beweisstücke warten. Rodale war ihm dafür dankbar.

»Auf dem Tisch ist ein Telefon«, sagte der Pathologe. »Sie können es gern benutzen.«

Corporal James Rodale war schlank, seine Bewegungen präzise. Er trug die Arbeitsuniform der RCMP aus braunem Körpergewebe. Sein Haaransatz hatte bereits angefangen, nach hinten zu wandern, also trug er stets seine Dienstmütze und das Regimentsabzeichen saß exakt auf der Mittellinie seiner Stirn. Rodale hatte von Geburt an verschiedenfarbige Augen: Das linke Auge war rötlich braun, das rechte grün. In der Schule hatten ihm seine Mitschüler den Spitznamen »Verkehrssampel« verliehen.

Während die Autopsie vorgenommen wurde, saß Rodale am Tisch und wandte Dr. Singh den Rücken zu. Obwohl sein Blick abgewandt war, wusste er, was da vor sich ging. Der Pathologe zeichnete seine Erkenntnisse mithilfe eines von der Decke hängenden Mikrofons auf. Zwischen den Anrufen, die Rodale in anderen Ermittlungsangelegenheiten führte, bekam er einen Teil der Bemerkungen mit.

»Die Leiche stammt von einer weißen, weiblichen Person Anfang 20. Beide Arme weisen an den Innenseiten Nadelspuren auf ...

Links und rechts am Hals jeweils ein vier Komma fünf Zentimeter langer Schnitt. Horizontaler Schnitt im hinteren Halsbereich oberhalb der suprasternalen Kerbe ...

Das Herz wiegt 280 Gramm. Die Koronararterien weisen minimale atherosklerotische Streifen auf und sind weit geöffnet. Das Myokardium ist gleichmäßig hellbraun gefärbt. Aorta ist intakt ...

Leichte Prellungen an den Labien. Einige Adhäsionen an den Eileitern ...«

Etwa eine Stunde später war Dr. Singh fertig. Er wischte sich die Handschuhe an einem sauberen Tuch ab und ging zu dem Tisch hinüber, wo Rodale wartete. Die Gläser mit Beweisstücken auf dem Tisch waren noch leer.

»Kann ich bitte ein Fingerabdruckblatt haben?«, bat der Pathologe.

Rodale fand das gewünschte Formular und reichte es dem Pathologen, worauf der zu dem Sektionstisch mit den aufgeschnittenen Überresten der Frau zurückging. Er injizierte Glycerin in alle zehn verschrumpelten Fingerspitzen und wälzte dann nacheinander jede Fingerspitze über ein Stempelkissen, setzte die Fingerabdrücke auf das Formblatt und brachte es Rodale. Der Beamte legte es in seine Akte.

»Und?«, fragte der Corporal schließlich und sah Singh dabei an.

»Sie ist nicht ertrunken«, erwiderte der. »In der Lunge befindet sich kein Wasser. Das heißt, dass sie bereits tot war, bevor man sie in den Fluss geworfen hat. An beiden Halsseiten sind senkrechte Schnitte, die sich mit einer Stichwunde seitlich durch die Kehle erklären lassen. Die Waffe hat eine dicke Klinge. Ein zweiter horizontaler Schnitt hat den Kopf vom Körper getrennt.«

»Sexualmord?«, fragte Rodale und schrieb etwas auf seinen Block.



www.specialx.net

MICHAEL SLADE schreibt brutale, durchdachte Thriller. Er lässt den Leser bis zur letzten Seite fiebern, wer die grausamen Taten wirklich begangen hat ...

Unter dem Pseudonym Michael Slade arbeiten mehrere Autoren unter der Leitung von Jay Clarke. Clarke wurde 1947 in Alberta, Kanada geboren und ist Fachanwalt für geistesgestörte Kriminelle. Er hat schon über 100 solche Fälle betreut. In der Reihe SPECIAL X erschienen bisher 17 Bände. Die Ermittler arbeiten in der Special-External-Abteilung bei der Royal Canadian Mounted Police (RCMP), den Mounties mit ihren traditionellen roten Uniformen. Fans von Michael Slade werden »Sladisten« genannt (nach Sadist).

Michael Slade bei FESTA: *Der Kopffäger – Der Ghoul*

Infos: www.Festa-Verlag.de